



Rotwein, trank nur ein oder zwei Glas Bier, und seine Leistungen auf der Kegelbahn lagen weit unter seinem Durchschnitt.

„Was hast du nur heute?“ fragte ihn schließlich sein Freund Kreike. „Ist dir die Petersilie verhagelt?“

„Ach“, wehrte Herr Auffarth ab, „eigentlich war ich sogar besonders guter Laune, heute“ — und erzählte sein Erlebnis.

„Na, und?“ wollte Kreike wissen. „Ich verstehe dann nur nicht, weshalb du jetzt . . .“

„Ich habe, gerade als ich hierher kommen wollte, festgestellt, daß ich meine Brieftasche verloren habe“, brummelte der andere. „War ja nicht gerade ein Vermögen drin, dreißig Mark oder so, aber es wurmt einen doch.“

„Verloren?“ grinste Kreike. „Wie naiv du bist! Die hat dir doch gewiß das hübsche, junge Mädel gestohlen. Das war eine ganz Raffinierte, denke ich beinahe, und ich an deiner Stelle würde Anzeige bei der Polizei erstatten. Du wirst ihr doch sicher tief genug in die Augen geschaut haben, um eine halbwegs zutreffende Personalbeschreibung abgeben zu können.“

„So? Meinst du wirklich?“ Auffarths Gesicht bekam plötzlich einen Ausdruck fast rührender Traurigkeit.

Er brach dann ziemlich bald auf, und während des ganzen Weges überdachte er grübelnd, was der andere, Kreike, ihm eben gesagt hatte. Als er aber vor seiner Haustür stand, war er schon fest entschlossen, die Polizei nicht zu bemühen. Weil er dem Mädchen ja doch nichts hätte beweisen können. Weil es ihn geschmerzt haben würde, wenn sich der Verdacht etwa bestätigen sollte.

Und . . . weil es schön war, glauben zu können, daß es auch Sonnen ohne Flecken gibt.

König Richard im Kälberstall

Heiteres von Erich Laube

Das war zu den seligen Zeiten, als in Deutschland die Schmierenschauspieler umherzogen, in den kleinsten Städten des Reiches ihre Zelte aufschlugen und den gerührten Bürgern die gute alte Birchpfeifer, aber auch Pariser Schwänke und sehr gekürzte Klassiker vorsetzten.

Die Truppe hieß Strüning, und sie zog vorzugsweise im östlichsten Deutschland in den Grenznestern umher. Es gab leider Orte, die waren „stumpf“ für die erhabene Kunst. Davon sprachen leere Kassen und als Folge zusammengeschnürte Hosenriemen, und es gab freundliche Städtchen, wo die Bewohner gern weinten und lachten, hingerissen auf den harten Bänken saßen und, Zeit und Raum vergessend, die einfältige Schmierenkunst in sich einsogen.

Eine solche theaterbegeisterte Stadt lag, 2376 Seelen stark, nahe an der russischen Grenze. Wir wollen ihren Namen gutartig verschweigen, denn ihre Einwohner werden die Schildbürger des Ostens genannt und sind originelle Käuze. Ihr Oberoriginal war die Wittib Malvine Kaikuttis, Herrin auf dem größten Stadtgut und kunstbegeistert bis auf den grauen Dutt in der Scheitelmitte.

Sie war mit Originalität gleichsam erblich belastet, denn ihre Großmutter war jene Sägewerksbesitzerin, die den König Friedrich Wilhelm IV., als er einst ihren Musterbetrieb besichtigte, mit den Worten zum Essen nötigte: „Majestätche, asse Se noch en Kuchche, man nur nich bleede sein, bei mich kenn Se zulangen.“

Wenn im rauhen Winter die Künstler-Truppe zu einem unwiderruflich dreiwöchigen Gastspiel eintraf, dann abonnierte die Witwe Kaikuttis nicht nur für alle Vorstellungen auf einen bestimmten Platz vorn in der ersten Reihe, wo die Petroleumscheinwerfer so stanken, sondern sie nahm auch jedesmal einen jungen Mimen in freie Kost und Pflege.

Diesmal war ein blutjunger, begabter Bursche dabei, Adolf Kern, der später schnell zu großem Ansehen gelangte. Die Witwe fütterte ihn tüchtig, und er war selig.

„Aß, mein Sohn, aß!“ sprach die Gutsherrin eines Morgens. „Was spielst du heut abend, mein Sohn?“

„Den König Richard III. von William Shakespeare.“

„Nen richtigen Keenich, sieh man einer an, was du nich alles kannst! Na, mach deine Sache gut, mein Sohn, ich sitz wieder in die vorderste Reih und werd' dir zuplinkern.“

Aber sie plinkerte an diesem Abend nicht. Als sie mit ihren hellen Augen die Vorgänge auf der Bühne verfolgte, als die abgründige Scheußlichkeit dieses hinkenden Teufels von Szene zu Szene sich immer steigerte, färbte sich ihr Antlitz rot und immer röter, ein qualvoller Seufzer nach dem anderen entfloh ihren geöffneten Lippen.

Die Zuschauer zürnten diesem Bösewicht im Hermelin, und überall wurden Flüche und Verwünschungen laut.

Nach dem Spiel eilte der junge Mime leichtfüßig und noch nicht abgeschminkt durch den Schnee in sein gastliches Zuhause, lüstern auf den Schinkeneierkuchen mit Bratkartoffeln samt Warmbier, der seiner wartete. Aber als er die Schwelle zum Wohnzimmer überschreiten wollte, wo unter der freundlichen Petroleumlampe das dampfende Mahl schon lachte, fand er sich der hochaufgerichteten Gestalt der Witwe gegenüber, und ihre Stimme grollte: „Hier kommst du in dein ganzes Läben nich mehr rein, Lorbaß. Hinweg mit dir, Ungeheuer in Mördergestalt!“

„Aber liebste Mutter Kaikuttis, ich —“

„Nichts da von Mutter! Ich soll Mutter sein von solchem Labommel, solchem infamen Kreet, erbarm dich!“

„Aber das war ja doch alles nur —“

„Wo hast dein Gewissen gelassen, steinharter Bösewicht? Ach die arme, unselige Keenigin, wie se sich vor dir im Staub kniete, und du hattest nur Hohnworte für sie. Und denn noch heiraten, pfui, Lorbaß, du!“

„Aber sind Sie denn ganz — —“

„Ich hab' mein gutes Herz noch immer bewahrt, aber duuu, erbarm dich! Hat man jemals solchen Abgrund von scheußliche Mordgier und Niedertracht gesehen! Hinaus mit dir, deine Mörderhände besudeln mein Haus hinfort nich mehr!“

„Aber das ist doch, bin ich denn hier im Irr — — —“

„Im, im, schandbarer Keenich, im — ehrbaren Haus der ehrlichen Witwe warst du und wirst niemals mehr sein. Karel, Luschek, Lowise, nehmt ihm, dalli, dalli, und schmeißt ihm 'raus, dem tückischen Labommel!“

Ehe sich der entsetzte Mime besann, hatten ihn sechs kräftige Fäuste gepackt und in — den Kälberstall gesperrt.

Vergebens rief er um Hilfe, vergebens drohte er mit der Polizei wegen Freiheitsberaubung. Von draußen tönte die breite Stimme des Knechtes Luschek: „Da lieg und schlaf, Teufelsbraten, haben Madamchen befohlen!“

Im Stall war es warm, und ermattet sank der Mime auf einen Haufen Stroh. Am frühen Morgen wurde der Verkannte hinausgelassen. Im Schnee stand sein Koffer.

Witwe Kaikuttis aber holte sich in den Bereich ihrer köstlichen Braten, Schinken und Kuchen jene junge Schauspielerin, die an jenem denkwürdigen Abend die gehetzte, mißhandelte Königin Anna gespielt hatte.

Ungewöhnliche Wärme in Dänemark. Dänemark hat seit Menschengedenken keinen so milden November gehabt wie in diesem Jahre. Das dänische Meteorologische Institut spricht in seiner letzten Monatsübersicht von einem Rekord. Während der 30 Novembertage war die Luft ständig so warm und feucht wie im Frühling. Die normale Durchschnittstemperatur dieses vorletzten Monats des Jahres beträgt hier 4,8 Grad Celsius; sie stellte sich in diesem Jahre auf 8,6 Grad und erreichte damit fast die Höhe der 9 Grad Durchschnittstemperatur des Oktober. Der wärmste Novembertag war der 14. mit 11,7 Grad, also 6,9 Grad über normal, und vier andere Tage hintereinander lag die Temperatur konstant gut 6 Grad über dem Normalen. Nur einmal sank das Thermometer unter den Gefrierpunkt, nämlich am 17. und ganz oben in Nordjütland, wo in Brönderslev 1 Grad Kälte gemessen wurde. Warme November, wenn auch nicht so warm wie in diesem Jahre, wurden auch 1899 mit einer Durchschnittstemperatur von 7,2 Grad und 1906 mit einer solchen von 7,1 Grad festgestellt. Der kälteste November seit der Jahrhundertwende wiederum war der von 1919 mit einer Durchschnittstemperatur von 0,7 Grad unter dem Gefrierpunkt, was im Vergleich zu diesem November einen Unterschied von 9 Grad ergibt.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 97 | 14. Dezember 1938 | 12. Jahrgang



Copyright 1938 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

5. Fortsetzung

Sie verstanden sich. Wenn ich Ottstein vor Detlev kennengelernt hätte, für wen hätte ich mich wohl entschieden? Sie wußte es nicht . . . Detlev war nicht eifersüchtig auf Ottstein, dessen anständige, ritterliche Natur er kannte. Wenn sie sich nicht sehen konnten, schrieben sie sich. Recht so, sagte Detlev, schreibt euch nur. Die Briefe kannst du alle lesen, sagte sie. Die anderen hatte sie nämlich verbrannt, denn Ottstein hatte im letzten Jahre angefangen, weniger harmlose Briefe zu schreiben, und da sie sowieso „Du“ sagten, floß oft etwas wie Zärtlichkeit in diese schönen Briefe. Und das durfte nicht sein.

„Später bekommst du ein Reitpferd“, sagte Detlev immer. Später wollte er ihr elterliches Gut übernehmen. Wenn er einmal genug gearbeitet hatte, würden sie sich dorthin zurückziehen. Es war Edithas stiller Traum — ihr Elternhaus in der Mark am Schwarzen See.

Ottstein und sie hingen an dem Land, sie fühlten sich in der Stadt wie in einem Gefängnis. Aber Detlev war ein Stadtkind, er hätte nie auf das Land gepaßt. Wenn er drei Tage in Teubnitz war, sehnte er sich zurück nach der Stadt, seiner Arbeit, seinem Büro . . . „Es ist mir dort zu viel Natur“, pflegte er zu sagen. Er war in der Stadt zu Hause.

Als sie so weit war, die vielen Briefe zu öffnen, die nach dem Tode ihres Mannes an sie gekommen waren, hatte sie auch von Ottstein einen Brief gefunden. Er bat sie, ihm zu verzeihen, wenn er nun nicht mehr käme. Er stecke in Schwierigkeiten mit seinem Gut. Er kämpfe um sein Haus, seinen Grund und Boden . . . Er war einer von denen, von denen man nur etwas hört, wenn's ihnen gut geht. Da es ihm nicht gut ging, schrieb er nicht mehr. **Sein Gut konnte man nur mit dem Wagen erreichen, und** Editha hatte keinen Wagen mehr, und sie hatte auch mit sich selbst zu tun. Aber sie vermißte ihn sehr. Er hatte ihr immer so ritterlich beigestanden in allen kleinen Nöten, und jetzt, wo sie wirklich einen Freund gebrauchen konnte, waren sie getrennt. Jedesmal, wenn es fünf Uhr schlug, dachte sie an ihre Teestunde, wenn sie den kleinen Tisch deckte für sich allein. Wenn man sich doch einmal noch so gegenüber sitzen könnte, wie damals!

*

„Also um fünf Uhr bei Kranzler“, sagte Carolas ferne Stimme. „Damit man sich mal wiedersieht. Zu dir ist mir's zu weit . . .“

Editha stand in der Diele und zog ihre Ueberschuhe an, als es schellte.

Ein Bote brachte einen riesigen Korb aus einer Delikatessenhandlung. „Wohnt hier ein Fräulein von König?“

„Ein Fräulein von König nicht, aber ein Fräulein König!“ sagte die Kockerell von ihrer Couch her. Das Telephon klingelte, die Kockerell ging hin. Es war Fräulein Königs hohe Stimme. „Ich habe heute Gäste, bitte machen Sie ein kaltes Büfett von den Sachen zurecht, Toast und Eis nicht vergessen; es sind sechs Personen — wir kommen um acht Uhr.“

Editha wollte den Hut wieder absetzen, aber die Kockerell sagte: „Nein, geh'n Sie nur! Ich besorg' das schon. Kaltes Büfett ist meine Spezialität. Einmal müssen Sie auch Ausgang haben, das hat ja jedes Dienstmädchen. Geh'n Sie ruhig zu Kranzler. Ich werde den Toast machen und Punsch brauen, und was sie sonst wollen. Bei dem schauderhaften Schlackerwetter wird ja nicht ausgerechnet einer wegen des Hinterzimmers kommen.“

Editha ging beruhigt fort. Sie sog tief die frische Regenluft ein. Sie hatte Sehnsucht nach Carola, nach einer Zigarette in guter Gesellschaft, nach dem Tiergarten und den Linden, nach Lichterglanz und schönen Läden und einem anderen Himmelsstrich, denn Kranzler lag von der Buchenallee sehr weit entfernt.

Die Kockerell saß auf der Couch und strickte an einem grünen Jumper für ihren zweiten Schwiegersohn, und erwartete die Gäste zur „Orgie“. Sie wollte der König mal zeigen, wie man sich benimmt. Nach ihr konnte die lange klingeln.

Um halb acht Uhr schellte es.

„Das Losungswort, bitte!“ sagte die sonore Stimme der Kockerell durch das Guckloch.

„Ich komme wegen des Zimmers“, sagte eine weibliche Stimme.

„Ach so ...“ Die schwere Tür mit dem komplizierten Sicherheitsschloß des Herrn Kortez öffnete sich, eine hochgewachsene Frau mit einem weißen Samtturban und langen Ohrgehängen stand draußen. Unter dem Halbschleierchen funkelten große dunkle Augen.

Die Kockerell war sofort von einem heftigen Mißtrauen erfaßt wegen des phantastischen Kopfputzes dieser Türkin. „Es ist ein Hinterzimmer nach dem Hof“, beugte sie vor.

„Das suche ich gerade“, sagte die Fremde, die Frau Kockerell um Haupteslänge überragte, und sie trat ein.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte die Türkin, mit einem ironischen Blick auf den Sonnenblumenschlafrock.

Die Kockerell reckte ihre mächtige Gestalt: „Sie haben die Ehre mit Frau Eugenie Kockerell, und ich will Ihnen gern das Zimmer zeigen, obwohl ich nicht die Besitzerin dieser Wohnung bin.“ Sie schritt der Dame voraus. In Herrn Tschis Zimmer klapperte die Schreibmaschine.

Die Dame fand das Zimmer zu eng, das Bett zu schmal, den Teppich zu blau und die Aussicht auf den Hof störte sie. „Da scheint ja keine Sonne und kein Mond hinein.“

„Die Sonne hat, seit ich hier wohne, überhaupt noch nicht geschienen“, sagte Frau Kollerell. „Und um den Mond kümmere ich mich nicht; ich schlafe nachts.“

„Ich auch“, sagte die Fremde. „Und die Matratzen sind etwas hart.“

„Ja, verehrte Dame!“ sagte die Kockerell. „Für dreißig Mark können Sie keine Gummimatratzen und Aussicht auf einen Lustgarten verlangen. Das Zimmer ist ruhig. Hier kann man arbeiten. Nebenan wohnt ein Chinese.“

Die Fremde schien sich mit dem Zimmer anzufreunden. „Was ist das für ein Chinese?“ fragte sie.

Diese Frage fand Frau Kockerell überflüssig. „Das weiß ich nicht“, sagte sie. „Ein Chinese ist wie der andere, und einer sieht aus wie der andere. Einen Zopf hat er nicht, wenn Sie das beruhigt. Und er ist still wie eine Maus.“

„Aber die Schreibmaschine“, wandte die Dame ein.

„Nun ja, es ist ein Mediziner — Hygiene oder sowas. Die schreiben ja manchmal was.“ Mußte denn dieser Mann gerade jetzt mit seinem Klapperding schmettern!

„Zahlen Sie was an?“ fragte sie. Sie war für Abschlüsse.

Die Dame suchte in ihrer Handtasche und reichte ihr zehn Mark.

„Bekomme ich eine Quittung?“ sagte sie.

„Eine Quittung gibt Ihnen morgen Baronin Inhausen.“

Die andere sah überrascht auf. „Wie heißt die Dame?“

„Inhausen!“ wiederholte die Kockerell. „Haben Sie das nicht draußen gelesen?“

„Ich habe nur ‚König‘ gelesen. Es ist ja so finster auf der Treppe. Hier wird wohl mit Beleuchtung gespart? Was ist das für eine Inhausen? Ich meine — wo kommt sie her? Hat sie immer hier gewohnt?“

„Das weiß ich nicht!“

„Ist die Dame verheiratet?“

„Nein, Witwe!“

„Seit wann?“

„Ich glaube seit einem Vierteljahr.“

„Und an was starb der Mann?“

Na, die stellt mich ja noch in den Schatten! dachte die Kockerell.

„Er ist mit dem Auto verunglückt“, sagte sie. „Wie alle Leute, die zu rasch fahren.“

Die Dame zögerte. „Wissen Sie vielleicht — es interessiert mich nämlich aus — geschäftlichen Gründen, was der Herr für einen — Vornamen hatte?“

„Bodo, Kuno oder Fedor, oder sowas“, sagte die Kockerell. „Aber wenn Sie sich aus geschäftlichen Gründen für diesen Herrn interessieren, hier ist sein Bild.“ Sie öffnete Edithas Zimmertür und machte Licht und ließ diese neugierige Türkin eintreten.

Die Dame betrat zögernd das Zimmer, mit den vielen hellen, seidenbezogenen Sesseln, den Blumen und Kissen und den alten Bildern. Sie betrachtete schweigend durch ihr Einglas das schöne Mannsbild im silbernen Rahmen, das auf Edithas Schreibtisch stand.

„Na, ist er's oder ist er's nicht?“ fragte die Kockerell.

Die Dame ließ das Einglas fallen und sagte gleichgültig: „Der, den ich meine, ist es nicht ...“ Sie sah aus, als sei es ihr wieder leid geworden mit dem gemieteten Zimmer, und sie suchte nach Gründen, zu entweichen. Aber die Kockerell, die ihre Gedanken erriet, sagte, gemietet sei gemietet und bezahlt sei bezahlt. Und sie öffnete ihr die Tür, mit einer Entschlossenheit, gegen die etwas einzuwenden hoffnungslos gewesen wäre.

Als Editha um zehn Uhr zurück kam, war die „Orgie“ in vollem Gange. Man hörte ein Stimmengewirr in Fräulein Königs Zimmer, und Gelächter, das wie Salven krachte, Gläser klangen, und das Grammophon krächzte „My baby ... I love you ...“

Der Korb stand leer in der Diele.

Auf der Couch in ihrem Zimmer saß Frau Kockerell in einem straff sitzenden, schwarzen Seidenkleid und frisch gekrausten, blonden, kleinen Löckchen über der Stirn, und strickte an einem dicken, grauen Fußsack. „Das Hinterzimmer ist fort“, verkündete sie.

„Wer hat es denn genommen?“

„Eine Lange in einem Turban. Eine Stimme wie ein Mann. Auf dem Meldeschein steht Filmschriftstellerin. Können Sie sich darunter was denken? Sie hat zehn Mark angezahlt und kommt morgen“, sagte die Kockerell. „Ich hab' ihr das Bild von Ihrem Manne zeigen müssen. Sie stand lange davor und sagte kein Wort. Vielleicht hat sie ihn gekannt?“

„Meinen Mann haben viele gekannt, die ich nicht kenne“, meinte Editha. Sie brachte einen Hauch von Schneeluft mit und trug frische Maiglöckchen am Pelz. Sie hatte die Linden wiedergesehen, den weiß verschneiten Tiergarten und hell erleuchtete Geschäfte mit hübschen, neuen Sachen, und hatte bei Kranzler mit Carola ein paar schöne Stunden verplaudert. Dann waren sie durch die Leipziger Straße gegangen und hatten die Weihnachtsausstellungen betrachtet. Die glänzenden, schönen, kostbaren Dinge kamen zwar für sie beide nicht mehr in Betracht, aber sie anzusehen, war schon ein Genuß. Carola hatte sie ins Kino eingeladen, und Editha hatte diese Bilder an sich vorüber gleiten lassen, wie Erinnerungen an vergangene Zeiten, wo man auch so sorglos, so lachend und glücklich das Leben genoß wie diese schönen, geschmückten Frauen ...

Das war ein glücklicher Tag, fand Editha.

*

Am anderen Morgen erschien Fräulein König in der Küche in roten Stöckelschuhen, die Hände in den Taschen ihres hellblauen Pyjamas. Sie sah kriegerisch aus und war noch nicht frisiert.

„Ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich mir zum ersten Januar ein anderes Zimmer suche“, sagte sie zu Editha, die ihren Ascheneimer mit betrübter Miene ausrieb, eine Arbeit, die, auch mit alten Ballhandschuhen, sehr mühsam ist, wenn man sie zum ersten Male verrichtet.

Editha war starr. „Was ist denn geschehen?“ fragte sie erschrocken. Fräulein König stand vor ihr mit einem Gesicht, das sie ihrem Chef abgesehen hatte, wenn er einen zur Kritik bestellte.

„Ich suche mir eine andere Wohnung“, sagte sie, „die bequemer, moderner und wärmer ist. Als ich gestern heimkam und baden wollte, war das Bad blockiert, der Chinese saß darin, und mein Korb stand auf dem Flur mit allen Sachen. Obwohl ich es ausdrücklich bestellt hatte, war kein Tisch gedeckt, ich konnte keine Gläser finden, es war kein Weißbrot im Hause. Wir mußten alles herbeitelephonieren. Und diese Dame, die sich sonst um alles kümmert, machte mir eine Szene ... Na ...“ Die König machte eine großartige Handbewegung. „Es ist vorbei, und ich ziehe am ersten Januar aus. Ich wäre sowieso ausgezogen wegen der grünen Tapete.“

„Wieso?“ fragte Editha. „Was ist denn mit der Tapete!“

„Sie stört mich. Erstens die Farbe, und dann enthält sie Arsen. Deshalb hab' ich in diesem Zimmer immer Schlaf gehabt. Das kommt nur von diesen gräßlichen grünen Tapeten.“

„Aber man könnte sie ja — man kann sie — ich werde sie abreißen“, schlug Editha vor.

Aber die Königin wollte nicht mehr. „Am Ersten ist Schluß. Und nun möchte ich um meinen Tee bitten.“

(Fortsetzung folgt)

Auffarth und die Sonnenflecken

Erzählung von Wolfgang Federau

Herr Auffarth gehörte nicht zu jenen Menschen, die einfach alles so hinnehmen, wie es kommt, und im übrigen den Herrgott einen guten Mann sein lassen. Tief in seinem Herzen wurzelte ein eben so heftiges wie unermüdliches Verlangen, allen Dingen, allen Erscheinungen, auf den Grund zu gehen. Also war er ein eifriger Leser aller volkstümlich gehaltenen und in angenehmer Form belehrenden Bücher und Zeitschriften, und diese Beschäftigung ersetzte ihm die großen Abenteuer, an denen es in seinem einfachen und gleichförmigen Alltagsleben um so mehr fehlte, als er schon ein Mann in den sogenannten besten Jahren war.

Wenn irgend jemand sich mit Auffarth unterhielt, so staunte er gewöhnlich nicht nur über die Vielseitigkeit der Interessen dieses Mannes, sondern er erfuhr auch, daß Auffarth seine auf dem angedeuteten Wege gewonnenen Kenntnisse äußerst praktisch auszuwerten und anzuwenden verstand.

Da schalten seine Bekannten z. B. über den letzten Sommer. Alle waren erbittert oder hoffnungslos und traurig, je nach Temperament. Nicht so Herr Auffarth. Mit überlegener, ja beinahe olympischer Heiterkeit ließ er die Unbill der Witterung über sich ergehen. Er hatte einiges gelesen über die Sonnenflecken, und daß ihr verstärktes Auftreten das Wetter auf so unerfreuliche Art zu beeinflussen pflege. Alles also, was im letzten Sommer an Nässe herunterkam, das fand in diesen Sonnenflecken eine ausreichende und befriedigende Erklärung. Und das genügte Herrn Auffarth bereits, um mit innerer, seelischer Ausgeglichenheit sich in das Unvermeidliche zu fügen. „Gegen Sonnenflecken kann unsereiner, kann der Mensch doch nicht an“, pflegte er zu sagen. „Man kann nur, wenn man dies weiß, darauf bedacht sein, sich gegen alle Möglichkeiten auf die zweckmäßigste Art zu sichern.“

Diese zweckmäßige Art bestand für ihn darin, daß er sich einen zweiten Regenschirm zu dem bereits vorhandenen zulegte. Einen Schirm, dem er die Bestimmung gab, seinen ständigen Platz in dem Kleiderschrank des Büros einzunehmen. Es war ein einfacher, aber gerade in seiner Schlichtheit beinahe genialer Gedanke. Er ersparte Herrn Auffarth viel Aerger und seiner Frau viel Mühe und Arbeit.

Eine Methode, wie gesagt, die sich wahrhaft glänzend bewährte. Auch eines Tages, als der Himmel morgens von strahlender Bläue war, leergefegt von allen Wolken und so klar, daß man annehmen durfte, die Schlechtwetterperiode sei nun wirklich zu Ende. Gegen zwei Uhr begann es jedoch zaghaft zu tröpfeln, und gegen vier, als man ans Heimgehen dachte, schüttete es wie aus Molken.

Die meisten von Auffarths Arbeitskameraden, die sich nicht in diese Sintflut hinauswagten, machten unfreiwillige Ueberstunden. Teils warteten sie — soweit sie unverbesserliche Optimisten waren — auf ein baldiges Aufhören des Gusses, teils auf ihre Kinder oder das Hausmädchen, die vielleicht kommen und einen Schirm oder einen Regenmantel mitbringen würden.

Auffarth hingegen brauchte nicht zu warten. Begleitet von den neidvollen Blicken seiner Kameraden, machte er sich pünktlich mit dem Glockenschlag auf den Weg.

Er war noch nicht lange so dahingeschritten, als plötzlich neben ihm eine Stimme aufklang — eine wunderbar weiche, wohllautende, fast zärtliche Stimme: „Bitte, bitte“, sagte da jemand, „lassen Sie mich doch ein bißchen unter Ihren Schirm. Ich werde ja sonst naß bis auf die Haut.“

Auffarth wandte sein Gesicht zur Seite. Es war ein junges Mädchen oder eine sehr junge Frau, die da neben ihm ging. Erst sah er nur ihr eigenwilliges Profil, sah die Löckchen, die unter ihrer rostroten Filzkappe hervorquollen, sah die frische, perlende Nässe, in die der Regen diese weiche Wange gebadet hatte. Aber nun wandte sie ihm ihr Antlitz voll zu, und ihre braunen Augen strahlten ihn an. „Ach“, dachte er, „welch' ein Abenteuer!“ Denn, gewiß, auch er hatte manchmal, in weit zurückliegenden Jahren, als er noch sehr viel jünger war, ab und an die willkommene Gelegenheit benutzt, bei plötzlich ausbrechendem Regen irgend einem netten jungen Mädel seinen zufällig mitgeführten Schirm anzubieten. Er hatte leider nicht allzu viel Glück gehabt, bei solchen Versuchen, eine Bekanntschaft zu schließen. Aber dies hier, das Umgekehrte, das war ihm noch nie zugestoßen.

„Aber gern — bitte sehr, gern natürlich“, sagte er deshalb eifrig und drückte sich enger an die hübsche Unbekannte heran, weil er doch nur auf diese Art ihr den erwarteten Schutz bieten konnte. „Ich freue mich, wenn ich Ihnen ein bißchen dienlich sein kann.“

„Danke!“ Das junge Mädchen schritt, ohne sich irgendwie zu zieren, dicht an ihn geschmiegt dahin, in einer Art kameradschaftlicher Verbundenheit, wie sie durch den Augenblick geschaffen war. Sie plauderte munter drauf los, und natürlich sprach sie über das Wetter, über das scheußliche und ganz und gar unzuverlässige Wetter, und er gab ihr recht, obwohl er eben noch mit dem plötzlichen Regenguß einverstanden war. Und dann, als sie eine kleine Pause machte, begann er zu sprechen. Er erzählte selbstverständlich von den Sonnenflecken, daß man auch in nächster Zukunft noch nicht sehr viel besseres Wetter erwarten dürfe, leider. Er vergaß auch nicht, von seinen beiden Schirmen zu berichten, und wie sehr er sich freue, dieser weisen und wohlbedachten Einrichtung das Vergnügen der unerwarteten, flüchtigen Bekanntschaft mit einem so hübschen Mädchen zu verdanken.

Die Fremde wurde ein bißchen rot, aber sie hörte nicht auf, zu lächeln, und bewies damit wohl, daß sie seine Worte nicht übelnahm.

An der nächsten Straßenecke ergab sich dann freilich, daß sie einen ganz anderen Weg hatte. Aber Auffarth hätte es natürlich nicht übers Herz gebracht, sie einfach so abbiegen zu lassen. So zögerte er nicht, seinen gewohnten Zug fahren zu lassen und das Mädchen weiterhin zu begleiten.

Es regnete nun heftiger noch als vordem, und da er seinen Schirm sorglich über den Lockenkopf an seiner Seite hielt, so wurden seine linke Schulter, sein linker Aermel mählich feucht. Aber auch das störte ihn nicht, und er bedauerte es eher, als die Fremde schließlich vor einer kleinen Konditorei stehen blieb, in der sie angeblich von einer Freundin erwartet wurde. Sie dankte noch einmal sehr herzlich, gab Herrn Auffarth sogar die Hand — und was für eine warme, glatte schön geformte Hand — es war fast mehr, als er sich zu erhoffen wagte.

Auffarth kam, zur Beunruhigung seiner Frau, mit erheblicher Verspätung zum Mittagessen. Und als seine Frau die Hände über dem Kopf zusammenschlug, weil er trotz des Schirmes so durchnäßt war, begründete er das mit dem heftigen Wind, gegen den ein Schirm doch nur einen unzulänglichen Schutz biete. Verzehrte im übrigen in bester Laune sein aufgewärmtes Essen und war fest entschlossen, das eben erlebte Abenteuer seiner Frau lieber zu verschweigen. —

Am Abend freilich, als er zu seinem wöchentlichen Stammtisch ging, war das Barometer seiner guten Laune um mehrere Teilstriche gefallen. Er verzichtete auf seine gewohnte Flasche